Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Das Lichtgässlein [Schluss]
Autor: Amberger, Olga
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574057

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dann war es wieder still. Sie war auch solch ein Baum, von dem alle Frucht gefallen. Und der Apfel fragt nicht nach seinem Baum; der Same sucht selber seinen Boden und treibt einen eigenen Stamm aus ihm. Auch sie hatte einst sich losgelöst und hatte eigenen Boden gesucht und war ein Baum geworden. Mit Tränen hatte sie ihr Vaterhaus verlassen, ein wenig Heimweh hatte sie je und je wieder heimgetrieben, ein- oder zweimal im Jahr, dann seltener, bis zu jenem letzten Mal, da sie der Mutter die Augen zudrücken mußte. Dann nie mehr. Und so wird es auch ihr gehen, das ist der Lauf der Dinge. Wer will sich ihnen in den Weg stellen?

Jetzt mußte die Mutter lächeln, wie einst, wenn eines ihrer Kinder ob einer verlorenen Kleinigkeit geweint; dann trocknete sie die Augen, stand auf, ging des Weges weiter, traurig im Herzen wie ein Mensch, dem der Arzt das Unabwendbare eines Uebels gezeigt, gebeugt den Kopf wie unter dem Joch des Schicksals, das mit Leib und Seele eng verwachsen ist.

Eine Weile saß sie daheim noch auf der Bank vor dem Haus: das Bild vom Mond, vom Baum und seiner Frucht stand vor ihren Augen.

Als sie aufstand, war ihr Gesicht fast heiter geworden, wie das Antlitz eines verirrten Wanderers, der aus dem Wald in die Helle des vertrauten Tages tritt. Und fast lächelte sie, als sie in die Stube trat.

Sie hatte es nur vergessen gehabt oder nie recht klar gedacht. Wie jener Baum, den niemand fragt: „Tut dir die Sonne wohl? Tut dir der Regen wohl?" der Jahr für Jahr sein Laub und seine Blätter trägt, um Schatten und Frucht zu bringen und zuletzt noch Holz; so hatte sie ja auch in mühseligen Jahren die Arme geregt. Und waren sie glücklich gewesen, war es doch nur, weil sie gesehen, daß ihr Händewerk den andern das Leben leicht und gangbar gemacht.

Als sie ins Stübchen trat, brannte die Lampe noch hell und klar, das Tischtuch mit den festlichen Tassen und Tellern lag wie vor und eh.

Mit einem Lächeln auf dem Gesicht, als ob ihre Hand etwas Liebes, Warmes berührte, räumte sie die Teller weg, faltete das Tischtuch zusammen, kleidete sich aus, wie an einem andern Abend, löschte die Lampe und ging zur Ruh.

Sie wollte nicht einschlafen und wach sein, wenn er kam mit seinem Glück; ein wenig dachte sie an die Zukunft, ein wenig betete sie, und mitten im Gebet schlug ihr der Schlaf ein Schnippchen. Er spielte ihr aber heitere Träume, Kindlein sah sie, zart, aber helläugig; mit diesen ging sie durch Gärten und Feldwege und hob die Dornen- und Unkrautranken weg, daß sie ihre Kleidlein und weißen Händchen nicht ritzen konnten.

Als der Sohn heimkam, mit übervollem Herzen, stand er ein wenig still, da das Licht nicht brannte; wie er aber auf der Schwelle seiner Mutter ruhige Atemzüge vernahm, atmete er erleichtert auf; denn es war ihm ein wenig Wermut in sein Glück geflossen, als er auf dem Heimweg dachte: „Jetzt hast du deine Mutter warten lassen!" Nun lag sie da und schlief zufrieden! Sie war halt immer eine liebe, vernünftige Mutter gewesen, dachte er, zündete eine Kerze an und leuchtete mit feuchtem Blick über ihr Gesicht, ging dann auf den Fußspitzen in seine Kammer, wo sein Lager mit frisch duftenden weißen Linnen stand.

Das Lichtgäßlein.

Nachdruck verboten.

Erzählung von Olga Amberger, Zürich.

(Schluß).

Nur einmal im gelben, lachenden Sommer geschah etwas Neues in der träumenden Gasse. Der Schuster hatte ein sonnenreiches Zimmer übrig und vermietete es einem Hilfspfarrer an der Münsterkirche. Der war kaum eingezogen, als ihm die Küchenkräuter empfindlich scharf in die Augen stiegen, ihm schier den Atem nahmen und den sanften Geist verwirrten. Da schielte er spähend nach dem leeren Höflein der Jungfer Stäbli, das ihm ein freies luftiges Studierzimmer deuchte, und wagte es, eines Tages im „untern Paradiese" einzutreten, um die Jungfer Stäbli höflich anzufragen, ob er jeweilen an Samstagabenden in ihrem ruhigen Höflein frische Luft fassen dürfe, während er seine Predigt zu überlesen habe; es sei ihm Bedürfnis, im Freien zu studieren, und da habe ihm ihr Höflein dazu passend geschienen wie ein stilles Waldwieslein. Weil er die Jungfer Stäbli Fräulein nannte, dazu eine Brille trug, was sie für etwas Solides und Gesetztes hielt, und weil er ein Pfarrer war, so schlug sie die Augen nieder und wieder auf und sagte natürlich ja, nachdem sie flink überlegt hatte, es sei eine nützliche Gelegenheit zu erbaulichem Verkehr. Denn sie war alle Sonntage fromm, besuchte andächtig die St. Elisabethen-Kapelle in seidenen Fingerhandschuhen und beteiligte sich am schmächtigen Chor des Kirchengesangvereins, der dreimal alljährlich an Festtagen unter der wichtigen Ankündigung „Mitwirkung des Kirchenchores" den Gottesdienst unterstützte, während der Mann mit der roten Nelke die begleitende Orgel spielte. Nun beabsichtigte die Jungfer Stäbli, diese christliche Seite ihres Wesens schon am Samstag hervorzunehmen, und fing also an, sich einzurichten für den ersten Samstagnachmittag, da der junge Herr Pfarrer in ihrem Höflein der Sommerluft teilhaftig werden wollte. Dazu stellte sie ihre Hilfe an, ein junges Mädchen, das mit der Strickarbeit im Laden sitzen mußte, um den Käufern die billigen Kleinigkeiten, wie Rattentod, Backpulver, Räucherkerzchen und dergleichen, zu geben, bei Schleiernachfragen aber die Jungfer Stäbli zu rufen hatte. Sie selbst langte sich eines der muffigen Bücher heran und setzte sich an das einzige Fenster des Ladens, das sich nach dem Höflein öffnete. Des guten und frommen Eindruckes wegen, den sie auf den gelehrten Herrn zu machen hoffte, wählte sie zum Anfange das „Buch der Weisheit und der Tugend, Beiträge zur Geschichte des menschlichen Herzens". Damit konnte sie etwas Rechtes zeigen, wenn der Pfarrer zufällig nach ihrem Lesestoff fragen würde, da sie ihm doch nicht mit den Taschenalmanachen kommen durfte. Sie gedachte nach und nach sämtliche Bücher ihres Vaters in die Hand zu nehmen, ohne sie zwar zu lesen, und dagegen Holzstücke zwischen die Fenster zu stecken. Also setzte sie sich zuversichtlich hin, legte den Rock in die richtigen Falten und wartete. Aber der Pfarrer hatte freundlich gegrüßt, sogleich begonnen, mit ernsthaften Augen in sein Heft und daneben zu sehen und auf- und niederzuwandeln, weil er durch die stete eigene Bewegung hoffte auf seine Predigt zu wirken, damit sie in einen rollenden Fluß gerate. Da blieb sie ruhig sitzen, blätterte in der Geschichte des menschlichen Herzens und überließ ihn sich selbst, bis er mit einem höflichen Danke nach

Hause ging. Am folgenden Samstag aber drehte sie eine allgemeine Erdbeschreibung in den Händen und stellte stille Betrachtungen an, während der junge Theologe ihr Höflein durchmaß und auf einmal anfing die Wasserkunst zu bewundern. Da gesellte sich die Jungfer Stäbli bescheiden hinzu und ließ den Wasserzauber spielen, und darüber kamen sie beide in ein einfaches Gespräch, das die Jungfer Stäbli flink ins richtige Geleise schob, indem sie vom segenbringenden Wasser behende übersprang zu der Nachfrage nach des Pfarrers Amt, um versteckt nach der Art und Richtung seiner Frömmigkeit zu forschen. Das gab den richtigen Anfang, sodaß sich die Jungfer Stäbli nach kurzer Unterhaltung zartsinnig zurückzog mit dem leise hämmernden Gefühl in der Brust, sie sei auf dem ebenen Wege, einen wertvollen geistigen Verkehr aufs glücklichste anzuknüpfen. Es zeigte sich zwar in der Folge, daß der ernste Mann auch ein Träumer war, was er freilich schon bewiesen hatte dadurch, daß er sich in der schönen Stadt allein die stille Gasse sehnsüchtig ausgesucht hatte, um darin zu wohnen, ohne zu wissen, daß er mit seiner ländlichen, fast schüchternen Erscheinung wirklich dahinein zu gehören schien. Er bemerkte der Jungfer Stäbli, das Lichtgäßlein gemahne ihn an seine heimatliche Straße; er habe zu Hause auch ein Höflein gehabt und die Kindheit sei seine schönste Zeit gewesen; da sei es ihm so wohl gewesen in seinem Heimatstädtchen wie dem Apfel am Baume, der rosig und rund in der Sonne reife; er fühle es, im Höflein der Jungfer Stäbli müssen ihm alle Predigten wohlgelingen. Und aus dem Heimweh nach seinem heimatlichen Höflein heraus quoll ihm die Erinnerung, sodaß er einmal in einem langen Zuge der Jungfer Stäbli einige artige Kindheitserlebnisse in folgender Weise erzählte. „Kaum war ich auf der Welt, so hieß es: er muß ein Pfarrer werden – und sobald ich alt genug war, um eine Stunde lang ruhig zu sitzen, wurde ich alle Sonntage in die Kirche geführt, wo ich mich auf meine Weise selbst vergnügte. Meine Mutter zog ein schwarzseidenes Kleid an, das sie seit jungen Jahren besaß und das etwa alle zwei Jahre der Mode angepaßt wurde durch kluges Hinzufügen oder Abnehmen am Aermelstoff; denn in unserm Städtchen war der neueste Schnitt am Rockärmel kenntlich. Wir nahmen unsern Platz meistens in der Nähe des mächtigen Ofens. Die Kirche war eigentlich eine Kapelle und ihr Inneres bloß ein großer Saal in Form eines Rechteckes, dessen Langseiten von hohen breiten Fenstern eingefaßt waren. Von meinem Stuhle aus vermochte ich durch eine saubere Scheibe in den Blumengarten, der zwischen grauen Mauern hinter der Kapelle verborgen grünte, zu schauen. Wenn nun der Pfarrer, ein Mann, aussehend so, wie ich mir damals den Propheten Elias in der Wüste dachte, vom Paradiesgarten redete, anknüpfend an die sommerliche Natur, so suchte ich flugs mit spähenden Augen jenen Garten durchs Fenster hinaus auf, und alsobald malte meine kindliche Phantasie die Illustration zu des Predigers Worten. Kam er aber im Winter beim Frieren und Zähneklappern auf die Qualen des Fegfeuers zu reden, so wanderte mein schneller Blick nach der durchsichtigen Ofentüre, durch die ein Glühen und rotes Funkeln drohte, das mir mit dem höllischen Feuer eins zu sein schien. Nun hatte aber der Ofenbauer, offenbar ein Künstler seines Faches, am Gesimse des turmartigen Ofens ein Ornament angebracht, das in getriebener Eisenarbeit unter Blumen- und Blättergirlanden mehrere reich gefüllte Obstkörbe im Stile italienischer Renaissance darstellte. Meine Harmlosigkeit verband dann in aller Unschuld die glühende Hitze, die aus dem Innern des Ofens herausdrang, mit diesen künstlichen Früchten, und ich glaubte, es müßte in der Hölle nicht gar so schlimm werden, solange es dort wie hier im Bilde noch Obst zu essen gäbe; freilich war ich im unklaren, ob das Obst durch die Feuernähe nicht am Ende zu Dürrobst würde, was ja immer noch ein Leckerbissen war, aber, weil nicht mehr so saftreich, keine richtige Höllenspeise abgeben würde. Oder ich sah einer Fliege zu, die auf der hellen Bank vor mir spazieren lief. Bei jeder Wendung des Tierchens veränderte sich sein Schatten; bald sah er aus wie ein winziger, schwarzer Schmetterling, bald wie eine dünne Wasserjungfer und bald wie ein artiges Männlein, das eine Hürde trägt, und wenn die Fliege die Beinchen gegeneinander rieb, sah es aus, als würde sich das schwarze Männlein ein Pfeifchen stopfen, und es war doch immer dieselbe Fliege mit dem seltsam wechselnden Schatten. Das erzählte ich zu Hause meiner Großmutter, in deren heller, altväterischer Stube ich fast immer gewesen bin. Die alte Frau sprach eigentlich immer nur vom Himmel, und weil sie in ihrem Ring einen wasserhellen Stein trug, darin sich das Himmelslicht farbig verteilte, so meinte ich immer, es müsse meine fromme Großmutter in einer unmittelbaren Verbindung mit dem Himmel stehen. Ich war so klein für meine Jahre, daß sie mich nur das Fingerlein nannte. In ihrem Zimmer stand eine honigbraune Kommode, fast so groß wie der Speisetisch in einem Gasthause; darauf saß ich unter meinen Schächtelein, die ich mit Wasser und Mehl aus Pappe zusammenleimte, und schaute durchs Fenster. Das Fensterglas hatte nämlich zwei fehlerhafte Flecken, einen kleinen Querstrich und ein rundes, lustiges Bläschen; ich konnte mich so oder so drehen, so fiel der Flecken auf die Landschaft draußen und machte ein Loch ins Bild. Am fernen Waldrand schnitt ich damit einen Weg zwischen die dunkeln Tannen, der in den Himmel zu führen schien, oder ich teilte die Kirchturmspitze; das Lustigste aber war, den Vorübergehenden mit dem Querschnitt in der Glasscheibe den Kopf abzuschneiden, bis meine Großmutter warnte: „Fingerlein, sei nicht so grausam!“ Und als ich einmal in die Sonne ein Loch bohren wollte, da stach sie mich fürchterlich in die Augen. Wand an Wand im Nebenhause wohnte meine kleine Freundin, ein braunes lebhaftes Mädchen, das lieber mit einem Säbel als mit Puppen spielte, und es hatte doch so zarte weiße Händchen mit Fingerchen wie feine, feine Wachskerzlein, sodaß ich immer erwartete, es müsse ein Feuerchen aufgehen daran. Im Sommer spielten wir zusammen im Höflein, und im Winter wollte ich sie täglich auf die Straße holen, obwohl ich genau wußte, daß sie nicht hinausdurfte; dagegen hieß ihre Mutter mich dableiben, dann holte ich meine aus Tuchenden geflochtenen Pantoffeln unter dem Arme hervor, zog sie an, und wir spielten wieder zusammen, bis ihr älterer Bruder mich abends auf dem Rücken heimtrug. Als ich einmal in der Fastnachtzeit auch mein Vergnügen haben wollte, kaufte mir der Vater eine Maske, die ich mir stolz anlegen ließ. Die Pelzkappe über den Kopf gestülpt und mit einem Stock bewaffnet, also mich unkenntlich vermeinend, lief ich auf die Straße, um die kleinen Kinder zu erschrecken; da aber erging es mir gar kläglich. Ein Hündlein, dem mein Aussehen nicht schön genug schien und dem der Stock in meiner jungen Faust mißfiel, fuhr entrüstet gegen mich und kam mit bösem Gebelle in angsterfüllende Nähe meiner roten Strümpfe. Ich war ob dieser unkameradschaftlichen Begrüßung derart verblüfft, daß ich unter lautem Heulen, Mütze, Maske und Stock von mir schleudernd, ins Haus zurückflüchtete, hinaufeilte und mich in meiner Großmutter Schürze verkroch. Ihr mildes Lächeln brachte mich über das Beschämende meines feigen Rückzuges liebevoll hinweg. Aber es ist damals in meinem kindlichen Kopfe wohl der Gedanke gekommen, daß allerwege nicht gut tue, mit einer Maske in die Welt zu schreiten, sondern daß ein offenes Angesicht tauglicher sei im Leben. Ja, Fräulein Cleophea, die märchenblaue Kinderzeit!“ Da hörte sie sich zum ersten Male Fräulein Cleophea von ihm nennen; darum erwischte sie schnell das ihr passende Fädelein des Gesprächs, um von sich zu sprechen, indem sie begann, er wundere sich vielleicht über ihren seltenen Namen, ihre Eltern hätten ihn einmal in einem Buche gefunden; weil er aber allen Leuten zu lange gewesen sei, so habe man sie als Kind nur Oseli gerufen. Sie habe einen Lehrer gehabt mit langen gelben Haaren und mit Zahnlücken, der lieber geschnupft als gelehrt und der Gemütlichkeit halber sie sogar in der Schule nur Oseli genannt habe. Als dann im Konfirmationsunterricht der Herr Pfarrer auf einmal mit tiefer Stimme den Namen Cleophea gerufen habe, da habe sie die Geschichte einer Heiligen oder etwas Aehnliches

erwartet, bis sie endlich gemerkt habe, der Anruf gelte ihr. Sie habe auch eine Kinderfreundschaft gehegt mit einer blonden Gespielin, die sei aber hochmütig geworden, habe später einen Baumeister geheiratet und sei ins Schwabenland gezogen. Nun habe sie aber gehört, die blonde Gespielin, die in der Schule nie bedeutend hervorgetreten sei, habe einen rothaarigen Knaben, der genau am hundertundneunzehnten Geburtstage Schillers auf die Welt gekommen sei, sodaß sie nun glaube annehmen zu dürfen, es werde noch einmal etwas Großes daraus. Ueberhaupt lese sie eben in dem Buche „Ueber die geistige Beschäftigung mit Kindern", was wohl für einen Herrn Pfarrer nichts Neues sei; aber sie wolle ihn nicht weiter stören, und sie habe heute abend noch zwei Brautschleier abzugeben, was ihr immer eine wichtige Herzenssache sei, wozu sie sich vorbereiten müsse; es liege ihr viel daran, den Verkauf eines jeden Schleiers mit ein paar passenden Worten zu begleiten. Mit dieser tiefen Schlußbemerkung verabschiedete sie sich, indem sie im stillen hoffte, an Stelle des idealen Verkehrs mit dem Geistlichen werde mit der Zeit eine Zuneigung zum Vorschein kommen und diese ein Brücklein schlagen, worauf er ihr entgegenkäme; denn sie hegte die Absicht, nicht selbst den Anfang zu machen. Sie war durchaus zufrieden gewesen bis jetzt; aber der zeitweilige Umgang mit Brautschleiern, der spazierende Pfarrer in ihrem Höflein und eine mehrmalige Nachfrage bei den Orakelknöpfen ihrer Jacke führten sie auf einmal, ohne große Erregung ihres Herzens, auf den Gedanken, es wäre sehr einfach, Pfarrerin zu werden. Der Pfarrer hatte sich jenes Mal beim Erzählen außen an das Fenster gelehnt, während sie inwendig saß, sodaß sie nachträglich den Vergleich im Herzen schuf, es sei just wie bei Nachbarskindern, die sich gut sind. Sie überlegte, wie sie dem jungen Pfarrer etwas Freundliches bieten könnte und kam zu dem Entschlusse, Rosenküchlein für zwei zu backen und ihn zum Kaffee einzuladen. Er hatte aber keine Zeit dazu. Da glaubte sie, es an einem prächtigen Nachmittag wagen zu dürfen, offen und augenfällig vor ihm den „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit aus den Briefen zweier Liebenden" zu lesen. Aber sie mußte es erleben, daß der sich an jenem Abend eine besonders schöne Predigt über das Leben einzuprägen hatte und ihrer gar nicht achtete. Nur einmal zwischenhinein brachte er ihr ein Marienkäferchen vom Pfirsichbaume mit den wehmütig klingenden Worten, er habe als Kind den Käferchen weiche Schlößlein aus Moos gebaut. Die Jungfer Stäbli war beglückt über seine zarte Gabe und holte schnell ein Döslein mit einem Glasdeckel und Goldpapierrändchen und wollte das Tierchen hineinsperren; er wehrte aber: „Sie werden es töten!" worauf sie nur lispeln konnte: „Ach, man lebt ja doch nur, um zu sterben!" mit einem Seufzer am Anfang und einem zum Beschluß. Da fuhr er erschrocken auf über die mit Seufzern bekränzte Bemerkung und tadelte sie ernsthaft: „Nein, man lebt, um zu leben!" Im selben Augenblicke flog das Käferchen auch davon. „Da haben Sie den Beweis, das lebt und fliegt weiter," was zwar der Jungfer Stäbli nicht stark einleuchtete. Da fand er es nötig, ihr, auch der Uebung wegen, seine dreiteilige Rede über die Notwendigkeit des Lebens, über die Pflichten des Lebens und über den Zweck des Lebens aufzusagen. Die Jungfer Stäbli hörte geduldig zu; als er aber den erwarteten vierten Teil über das Lebensglück nicht beifügte, da dachte sie, er redet wohl vom Leben wie ein Pfarrer, aber sonst merkt er nichts. Sie hatte nämlich schon angefangen, einen Brautschleier mit hineingewobenen Kränzen für sich zu nähen, und trug sich mit dem Gedanken, einen olivgrünen Lampenschirm zu besticken und Vorhanghalter zu häkeln. Aber der Sommer verfloß, und alle Samstage, mehr Samstage, als die Jungfer Stäbli Bücher von ihrem Vater zur Verfügung hatte, gingen auch dahin, ohne daß der junge Pfarrer das Weglein betreten hätte, das sie ihm mit Rosenküchlein und Seufzern verziert hatte. Am Ende des Sommers nahm dann der kurzsichtige Pfarrer mit der Brille gleichmütig Abschied, bedankte sich vielfach bei der Jungfer Stäbli und verreiste mit ruhigem Herzen nach seinem Heimatstädtchen, das ihn zum Pfarrer gewählt hatte. Und die Jungfer Stäbli hätte ihm noch drei Träume zu erzählen gehabt, zwei greifbar deutliche und einen beinahe überirdischen, und hätte ihm noch gerne aus dem Laden ein Päcklein Räucherkerzchen geschenkt und ein blaues und ein rotes Döslein mit einem Glasdeckel und Goldbörtchen dazu gegeben!

Zürcherischer Staatswald Rheinau (Winzelerboden). Gemilderte Kahlschlagform; Belassen von „Ueberständern"; darunter Fichtenkulturen und Föhrenstreifensaaten.

* * *

Darnach verstrichen vier Jahre. Der Mann mit der roten Nelke fand eines Abends, als er von seinem Jungbrunnen heimkehrte, in gewohnter Weise seine Base Regula eingedämmert, mit dem Kopfe nach vorn gefallen und die Finger über dem Kater in ihrem Schoß gefaltet; aber sie erwachte nicht mehr. Zur selben Zeit hatte die Jungfer Stäbli genug von den Brautschleiern, weil keiner für sie gewoben war, und es gelüstete sie auch, hinaufzurücken ins obere Lichtgäßlein, wo die Aeltern wohnten. Da überließ sie ihren Laden leihweise ihrer frühern Hilfe, der jungen Tochter, nahm die eine geblümelte Schachtel mit dem kränzedurchflochtenen Schleier zu sich und zog aus dem „Paradiese" aus, hinauf zur Witwe Apfelbaum und versah von dort aus gelassen und wunschlos die Haushaltung des einsam gewordenen Mannes mit der roten Nelke...